RICHT VON MARTIN GREILING, MELSUNGEN

Im Totenhaus zu Plötzensee

VERLAG: M. ZAHNWETZER, KASSEL-SANDERSHAUSEN

Zum Geleit!

Diese kleine Schrift ist ein ungeschminkter Tatsachenbericht, der allen Deutschen eine ernste Warnung vor Selbstüberhebung und zugleich ein Spiegelbild jener schrecklichen Zeit sein soll, da Deutschland unter Hitler von Bonzen und Verbrechern regiert und tyrannisiert wurde.

Als die alliierten Truppen am Ostersonnabend d. J. meine Vaterstadt Melsungen, an der mein Herz hängt, befreit hatten und einige Zeit später der Zusammenbruch der Hakenkreuzherrlichkeit im ganzen Reich verkündet wurde, konnte man wieder ein offenes Wort wagen und die Wahrheit sagen. Nun war auch der Augenblick gekommen, einen Schwur einzulösen, den ich mit mehreren Leidensgefährten im Totenhaus zu Plötzensee bei Berlin abgelegt hatte. In höchster Not hatten wir dieses Gelübde getan: „Wer diesem, nur dem Tode geweihten Hause lebendig entkommt, übernimmt die heilige Verpflichtung, der Mit- und Nachwelt zu berichten, was er hier erlebt und erlitten hat, damit die Menschheit von dem grauenhaften Treiben dieser Unmenschen erfährt und aufgeklärt wird."

Hiermit will ich nun dieses feierliche Versprechen erfüllen. Ich habe mich kurz gefaßt und schlicht und einfach nur das niedergeschrieben, was ich selbst erlebt und im Gedächtnis behalten habe. Als Häftling hat man weder Papier noch Schreibzeug, um sich Aufzeichnungen zu machen. War das einmal auf Papierschnitzeln möglich, so mußte man sie vor den gefürchteten Revisionen vernichten. Vielfach wußte man auch Tag und Datum nicht, so daß also die Zeitangaben nicht immer die wünschenswerte Genauigkeit haben können. Ich bitte daher den Leser, das zu beachten und dabei zu bedenken, daß ich kein Schriftsteller bin, der studiert hat. Ich habe nur die Volksschule besucht und mir dann als Schlosser in harter Arbeit das tägliche Brot verdient.

Melsungen/Kurhessen, im Herbst 1945.

Martin Greiling

IM TOTENHAUS ZU PLÖTZENSEE

Als Antifaschist wußte ich, was mir bevorstand, wenn mich die Gestapo wieder in ihre Hand bekam. Hatte ich sie doch schon im Jahre 1933 kennen gelernt und ihre Schule genossen. Damals war ich auf acht Tage zu strengstem Verhör in die berüchtigte Walkenmühle gekommen. Ich sollte meine Genossen verraten und gestehen, mit ihnen Waffen- und Sprengstoffattentate begangen zu haben. Aber sie konnten mir kein Geständnis entpressen und so wanderte ich auf die Dauer von zehn Wochen in das Konzentrationslager Breitenau. Damit hatte ich die Grundschule des Nationalsozialismus durchlaufen und „die Bewegung" mehr als zur Genüge am eigenen Leibe erfahren. Ich wollte nicht weiter „bewegt" werden und nahm mich in acht, um nicht noch einmal in die Fänge der Faschisten zu geraten. Nur im engsten Kreise unterhielten wir uns über das verbrecherische Treiben der politischen Gegner.

Aber zehn Jahre später sollte mich mein Schicksal doch ereilen. Am 16. Februar 1943 wurde ich in Gensungen von der Gestapo aus dem Betrieb heraus verhaftet. Man brachte mich nach Melsungen, um in meiner Wohnung Haussuchung zu halten, fand aber meine Frau abwesend und die Wohnung verschlossen. Ein gewaltsames Oeffnen schien man nicht für tunlich zu halten, worüber ich mich im Stillen wunderte, und so ging's mit mir „ab nach Kassel", wo nun im Polizeigefängnis mein Marterleben begann. Ich bezog die Zelle 61, die sonst nur mit vier, jetzt aber mit sieben und am nächsten Morgen schon mit neun Mann belegt war. Es mutete schrecklich an, wenn man „aus der goldenen Freiheit" in die Stickluft dieser überfüllten Zellen kam. Schwere Beklemmungen, die man mit der Zeit gewöhnt wurde, stellten sich ein und machten einem das Dasein zur Höllenqual. Da standen die Kübel für alle zur Verrichtung der Notdurft. Einige Häftlinge litten vor Angst und Aufregung an Durchfall und vermehrten zu unserer Pein den stinkenden Unrat. Es war so entsetzlich, daß man die ersten Tage nicht essen konnte, weil vor Ekel

und Abscheu die Bissen wieder hoch kamen. In Zelle 61 machte ich auch die erste Bekanntschaft mit Läusen und Wanzen.

Während ich nun voll Angst erwartete, was mit mir werden sollte, hörte ich die ersten Berichte von den Menschen der Konzentrationslager und von den Einrichtungsstätten der Gestapo. Einige Mitgefangene hatten ihr schweres Schicksal schon vier und fünf Jahre lang erlitten und waren nur vorübergehend auf dem Transport hier untergebracht. Sie machten uns Neulinge mit den grausamen Methoden der Nazibüttel vertraut und ließen uns erbeben vor dem, was uns noch bevorstehen sollte. Damit verglichen, war es im Polizeigefängnis immerhin noch einigermaßen erträglich.

Nach drei Tagen und Nächten wußte ich noch immer nicht, warum sie mich geholt hatten. Am Morgen des vierten Tages wurde ich in der Dunkelheit aufgerufen und auf den Hof geführt, wo ich mit sechs Polen antreten mußte, um mit ihnen zur Gestapo zu marschieren. Wir liefen in der kalten Frühe durch den frischgefallenen Schnee und kamen nach einer halben Stunde an. Ich mußte lange in der Kälte stehen, dann in drei Oefen Feuer machen und weiter stehen und warten, bis Hitlers Henkersknechte kamen und mich ins Verhör nahmen. Die Hosenträger hatte man mir abgenommen, so daß ich die Hose in der Hand halten mußte, um sie nicht zu verlieren.

Das Verhör begann damit, daß mir der Gestapo-Agent Weinreich erklärte, wessen man mich beschuldigte, nämlich: Soldaten aufgefordert zu haben, zum Feind überzulaufen, statt an der Front zu kämpfen. Er hielt mir vor, der Soldat B. sei auf Urlaub gekommen, habe einen Wolgadeutschen namens Fritz von der Front mitgebracht und beide hätten mich besucht. Ich gab das mit knappen Worten zu. Daraufhin las er mir ein angeblich vom Kriegsgericht eingelaufenes Schriftstück vor, das wie folgt lautete:

„Ich, der Wolgadeutsche Fritz, bin im September mit B. in Melsungen in Urlaub gewesen, und in diesem Urlaub haben wir des öfteren den Greiling besucht. Dieser hat uns im sozialistischen Sinne bearbeitet durch Ueberredung und Vorlesungen, die sich gegen den Nationalsozialismus richteten. Als wir nun wieder zur Front kamen, haben wir in diesem Sinne gearbeitet und mehrere Kameraden geworben, so daß ein ganzes Komplott entstand, das entschlossen war überzulaufen.“

Vor meiner Verhaftung hatte ich schon erfahren, daß das Kriegsgericht in Wilna den B. und drei deutsche Soldaten freigesprochen, Fritz und noch einige Russen aber zu je fünf Jahren Zuchthaus verurteilt hatte. Auf Grund der gerichtlichen Aussagen von B. und Fritz begann nun ein böser Tanz mit mir. Es war schrecklich, tagelang solche Vernehmungen über sich ergehen zu lassen. Jeden Tag kamen sie mit anderen Kreuz- und Querfragen, versuchten es im Guten und im Bösen, konnten aber machen was sie wollten, sie brachten nichts aus mir heraus. Ich ging von dem Standpunkt aus: „Sprichst du ja, so bleibst du da, sprichst du nein, so gehst du heim!" Ich wurde gestoßen, getreten, geschlagen und mußte alles Unmenschliche hinnehmen. Von der Vernehmung ging es wieder zurück in den Saustall von Gefängnis. Und so zwölf Tage lang. Außer den Hosenträgern entzog man mir auch die Seife zum Waschen und Rasieren, um mich am 10. Tage mit wüstem Bart, ungewaschen und in meinen alten Sachen zu photographieren, damit ich einem Verbrecher so richtig ähnlich sehen sollte. So geschah es mit allen Verhafteten. Die Lichtbilder kamen in die Akten, um den Richtern von vornherein den richtigen Eindruck von uns zu geben.

Am dritten Tag der Vernehmung war ich schon so weit, daß ich mir das Leben nehmen wollte. Doch da sah ich meine Frau und faßte das als einen Wink des Schicksals auf, es nicht zu tun. Fast immer stand ein Zellenkamerad am Fenster und sah auf den Hof und den Mittelgang des Gefängnisses, um herankommende Angehörige zu erspähen. Nun sagte er: „Da steht schon wieder eine Frau, wer mag sie sein?" Ich machte mich wie alle in der Zelle hoch, erkannte meine Frau und gab mich ihr zu erkennen. Wir verständigten uns durch Zeichen. Nun hatte ich wieder neuen Lebensmut. Meine Frau scheute den Weg nach Kassel nicht und so konnte ich sie in dieser Zeit mehrmals sehen. Am 7. Tage wurde ich aus der Zelle 61 nach 64 verlegt, und da wir uns zuletzt verständigt hatten, daß sie Freitag wiederkommen werde, war ich in großer Sorge, daß sie mich nicht finden würde. Aber ihr Spürsinn hieß sie um das Gebäude herumgehen und pfeifen. Ihren Pfiff kannte ich aus tausenden heraus. Da das Zellenfenster an einer Nebenstraße lag, konnte ich mich bemerkbar machen und meine Frau sehen. Wir waren voller Freude, daß wir uns dennoch gefunden hatten und nun wieder verständigen konnten. Nur war es jetzt sehr erschwert, denn unter der Zelle 64 war die Stube

der Gefängnisbeamten, die auf meine Frau aufmerksam wurden und sie bei den nächsten Besuchen stellten. Sie fand aber einen Ausweg und brachte sich eine Freundin mit. Beide stellten sich unter das Fenster und taten als seien sie in eifriger Unterhaltung begriffen, während wir uns heimlich Zeichen gaben. Eines Mittags führte mich ein Gestapo-Agent von der letzten Vernehmung zurück. Ich kam die Treppe herauf, als auf dem Mittelgang meine Frau stand und mich sah. Sie schrie auf: „Mein lieber Mann, wie siehst Du aus! Was haben sie mit Dir gemacht? Warum bist Du überhaupt hier?“ Dabei fiel sie mir, der ich mich selber kaum noch kannte, um den Hals. Die Polizeibeamten, die dastanden, gingen schweigend auseinander, um das Elend nicht zu sehen. Sie wußten, wie es den Opfern der Gestapo erging. Wir konnten einige Worte austauschen. Auch gelang es meiner Frau, mir ein paar Zigaretten zuzustecken. Ich sagte ihr bedrückten Herzens: „Ich komme fort, wohin weiß ich noch nicht, habe etwas gehört von Breitenau“. Der Agent bestätigte es und sagte zur Beruhigung: „Es ist nicht so schlimm, ihr Mann kommt nach Breitenau.“ Bevor das geschah, erlebten wir einigemale Fliegeralarm, der uns — zuerst die Frauen, dann die Männer — in den Keller trieb. Das einzige Gute dabei war, daß man ein paar Worte mit den armen Frauen sprechen konnte. Sie hatten es noch viel schlimmer als wir Männer; denn im Polizeigefängnis gab es keine Wäsche, keine Waschgelegenheit und keine Möglichkeit, die Leibwäsche zu wechseln, so daß diese Unglücklichen mit ihrer weiblichen Eigenart fast im Schmutz verkommen mußten. Diese barbarische Behandlung der Frauen erschien mir in den ersten Tagen so furchtbar, daß ich es nicht fassen konnte und immer dachte, ich hielt das nicht aus. Aber alles das war noch gar nichts gegen das, was ich noch erleben sollte.

Am anderen Tage wurden wir vom Arzt untersucht. Es war eine sonderbare Untersuchung. Man durfte nicht näher als auf zwei Meter Abstand an den Arzt herankommen. Ob er Angst vor Ansteckung hatte? Oder wohl gar Tätlichkeiten befürchtete?

Am nächsten Morgen fuhr die „grüne Minna“, das Polizeiauto, vor. Es war ein Wagen für acht Mann, wir mußten aber mit zwanzig hinein, so daß einer auf dem anderen lag. Es waren zwei Deutsche, die übrigen Polen, Franzosen, Schweizer und russische Kriegsgefangene. So gings nach Breitenau. Dort angekommen, standen wir bei großer Kälte mehrere Stunden lang auf dem Hof, um endlich im so-

genannten Zellenbau untergebracht zu werden. Die Zelle, für einen Häftling berechnet, enthielt eine eiserne Bettstelle. An den Wänden und dem einzigen Fenster war Eis gefroren. Und nun sperrte man sieben Mann in die Zelle, wie man die Schweine in den Stall steckt, jedoch mit dem Unterschied, daß man den Tieren wenigstens Stroh gibt, uns aber nichts gab. An Schlaf war nicht zu denken, und so war die Nacht lang und qualvoll. In der Frühe kam der Wärter mit dem freundlichen Morgengruß herein: „Alles raus, Ihr Schweine!“ Wir waren steckensteif gefroren und mußten nun zu acht ins Bad. Ich freute mich, bei der Kälte baden und die Glieder auftauen zu können, aber nach den ersten warmen Wassergüssen wurde es kalt und immer kälter, so daß es einen eisig überlief. Der Wärter trieb uns an, als hätte er keine Zeit: „Los, los! Macht zu, Ihr Schweine, daß Ihr fertig werdet!“ Wir betraten einen anderen Raum, der eiskalt war, und sahen uns nach unseren Sachen um. Die hatte ein Kalfaktor — ein Helfer aus der Reihe der Häftlinge — in den Entlausungskessel gebracht, derweilen wir nackt stehen mußten. Nach einer Stunde waren wir ganz blau gefroren. Aber es dauerte noch eine kleine Ewigkeit, bis wir uns wieder anziehen konnten.

Am Nachmittag kam ich in die sogenannte deutsche Stube, die sich im Mittelbau unter dem Dach befand. Sie schloß zwar zwölf Mann ein, war aber doch die beste Stube, die ich während meiner Gefängniszeit hatte. Am nächsten Morgen vernahm ich ein merkwürdiges Klatschen mit wüstem Geschrei. Ich forschte dem nach und fand, daß links und rechts von unserem Gang je ein größerer Raum lag und daß jeder mit 60 bis 70 Polen, Russen und einigen Deutschen belegt war. Diese Unglücklichen wurden von den Kalfaktoren mit Stöcken und Gummiknüppeln traktiert und übel zugerichtet. Ich war außer mir vor Entsetzen und meinte in Herzeleid und Jammer versinken zu müssen. Schon morgens um fünf fielen die Schläge auf die bedauernswerten Opfer, und das ging so bis zum Abend, wenn „Einschluß“ war. Auch bei der Arbeit draußen gab es Prügel und immer wieder Prügel. Ja bis zum Tode wurden hier arme Menschen geprügelt.

Eines Morgens meldeten sich einige junge Leute krank, darunter auch Holländer. Da kein Arzt da war, kamen sie zum Sanitäter, der aber nur in den seltensten Fällen die Meldung annahm und den Kranken dem Arzt zuführte. Es mußte schon etwas Außergewöhnliches sein,

wenn er das tat und wenn der Arzt dann dem Kranken ausnahmsweise eine Tablette, ein paar Tropfen oder dergleichen gab. An jenem Morgen beliebte es dem Sani nicht, die Krankmeldung eines der Holländer anzunehmen. Ich sah, wie dieser rausflog und wie der Kalfaktor die Krankheit mit dem Gummiknüppel aus ihm herausschlug. Der junge Mensch war zu schwach, um den Schlägen auszuweichen, und am andern Mittag war er schon tot. Aber krank war er beim Sanitäter nicht gewesen; seine Krankmeldung war doch purer Schwindel gewesen. Daß er so rasch in die Binsen ging, wer konnte dafür? So starb mancher dieser Unglücklichen an Hunger und Hieben. Ja, wir mußten in Breitenau gebrannten Hunger leiden. Das Essen war knapp und schlecht. Morgens gab es eine dünne Schnitte Brot, mittags eine labberige Suppe und abends Sauerkraut als Suppe gekocht und nicht zu genießen, oder Runkelrüben, die wir Panzerplatten nannten. Kartoffeln waren keine oder nur sehr wenig darin. Es gab auch mal Dörrgemüse, von uns Drahtverhau genannt. Also alles in allem: Wenig auf den Löffel und viel auf den Buckel.

Am schlimmsten war es, wenn ein armer Leidensgenosse aus Hunger und Angst vor Prügel in Verzweiflung geriet und im geeigneten Moment ausriß. Dann wurde sein Aufseher wegen Nachlässigkeit bestraft. Wehe aber dem Ausreißer, wenn sie ihn wieder erwischten! Und das war fast immer der Fall. Gewöhnlich hatte er schon von der Polizei seine Treffe bekommen. Dann nahm ihn der Aufseher noch vor, steckte ihn in eine Zelle im Keller und schlug ihn halbtot. Ich sah einmal, daß ein prügelnder Aufseher vor Ueberanstrengung ganz außer Atem geriet und sich mühsam verschnaufen mußte. Weil es e i n e m Schergen zu sauer wurde, beteiligten sich auch die anderen noch an den sadistischen Mißhandlungen. Wenn wir morgens auf dem Hof antraten und der Ausreißer kaum noch gehen konnte, gab es auf einmal ein Trara, indem sein Aufseher sagte: „Da ist ja das Schwein, das mir durchgegangen ist!" und unbarmherzig auf ihn einschlug. Das war das Signal für die anderen Wärter, sich auch auszutoben und dem armen Schächer Schläge, Stöße und Tritte zu versetzen, wohin sie kamen; an den Kopf, in den Unterleib, vor die Beine und allerwegen hin. Das ging oft tagelang so, bis es dem Oberaufseher zu bunt wurde und er mit einem Machtwort Einhalt gebot. Schließlich bekam der Ausreißer ein blaues Kreuz auf den Rücken, damit jeder der Henkersknechte ihn kannte und bei der geringsten

Ursache auf ihn einschlug. Es ist mir heute noch unfaßbar, wie Menschen das aushalten können. Es hat aber mancher durch Hunger entkräftete Mensch unter den Schlägen sein Leben ausgehaucht.
So verbrachte ich elf Wochen in Breitenau. Ich habe diese Zeit verhältnismäßig gut überstanden, dank meiner Frau, die mir mit Erlaubnis des Direktors jeden Sonnabend etwas zu essen und zu rauchen, dazu auch Wäsche bringen durfte.

Am 5. Mai mußte ich meine Sachen packen, um ins Kasseler Polizeigefängnis zurückzukehren. Meine Frau und mein Bruder waren gekommen und begleiteten mich zur Bahn. Meine Frau war guten Mutes und meinte: „Martin, Du kommst bald wieder nach Hause!“ Ich konnte mich aber zu dieser Hoffnung nicht aufschwingen, denn ich wußte, was mich erwartete. Und so war es ein bitterschwerer Abschied.
Im Polizeigefängnis kam ich wieder in Zelle 64, in der ich bereits heimisch war. Am dritten Tage nahm mich die Gestapo ins Verhör. Es hieß, man habe nun alles Belastende gegen mich zusammen und man fragte, ob ich nun endlich eine Aussage machen wollte. Die Akten vom Kriegsgericht in Wilna waren da, und aus den Protokollen, die man mir vorlas, bekam ich allerhand zu hören. Ich war mir klar, daß es eine schwere Anklage war und daß es um meinen Kopf ging, dachte aber, wer weiß, wer die Protokolle geschrieben hat. Ich zog es vor, nichts auszusagen.

Nach zwei Tagen kam ich vor den Untersuchungsrichter. Er begann das Verhör wie üblich und versuchte mich durch knifflige Fragen zu verwirren und zu fangen. Ich bat ihn um Verlesung meines vor Wochen von der Gestapo aufgenommenen Protokolls, bevor ich mich zur Sache äußern könne. Dem gab er statt. Das Protokoll entsprach meiner damals gemachten Aussage. Nun konnte ich ihm antworten, ich hätte dem nichts mehr hinzuzufügen. Er erwiderte: „Dann haben sie von dem allen, dessen man sie beschuldigt, nichts getan?“
„Nein“, sagte ich, „meine Aussage vor der Gestapo bleibt, wie sie ist.“
„So, dann muß ich sie verhaften!“ erklärte er mit scharfrichterlicher Miene.
Beinahe hätte ich darüber aufgelacht. Ich war ja doch längst verhaftet und sah diese Drohung nur als lächerliche Komödie an.
Das Verhör abschließend sagte er: „Einen, wie sie, kann man nicht mehr freigeben und auf zivilisierte Menschen loslassen.“

Am Nachmittag kam ich in die „Elf", wie das Untersuchungsgefängnis in der Leipziger Straße Nr. 11 genannt wurde. Ich kam in die Zelle 51, die gewöhnlich nur für zwei Mann bestimmt war, mußte sie aber jetzt mit noch vier Mann und unzähligen Wanzen teilen. Diese quälten mich so, daß ich mich die ganze Nacht hindurch jucken und kratzen mußte, wodurch ich das Uebel vermehrte, weil sich die kleinen Blutsauger erst recht nach den wunden Stellen hinzogen, die sich dann mit Grind bedeckten, als sei es ein scheußlicher Hautausschlag.

Die Behandlung in der Elf war nicht so unmenschlich wie im Polizeigefängnis. Zwar schlugen die Wächter auch, aber nicht schlimmer wie anderswo. Als Erleichterung empfand ich's, daß wir Waschgelegenheit in der Zelle hatten und alle vierzehn Tage ein sauberes Hemd bekamen. Auch gingen wir jeden Morgen eine halbe Stunde „zum Bärentanz" auf den Hof, wo wir in vier Meter Abstand einander folgten. Arbeit, die wir in die Zelle bekamen, half uns über die Zeit hinweg. So gab man uns Matten zum flechten. Nach einigen Wochen wurden einige Drehbänke und Fräsmaschinen aufgestellt. Da dies in mein Fach als Schlosser schlug, holte man mich, damit ich die Sache einrichten half. Nun bekam ich's auch etwas besser. Ich ging morgens um sieben in den Maschinensaal und abends um sieben Uhr wieder in die Zelle. Dieser erträgliche Zustand dauerte aber nur bis zum Eingang meiner Anklageschrift.

Das Essen in der Elf war schlecht und der Hunger gehörte zur Tagesordnung, war aber noch auszuhalten. Morgens gab es ein Stück trokkenes Brot, mittags einen Liter der üblichen dünnen Suppe und abends wieder ein Stück Brot, dazu dreimal in der Woche ein wenig Margarine, die anderen vier Abende trocken Brot und dreiviertel Liter Suppe. Der Speisezettel war einmal wie das anderemal und zeigte keinerlei Abwechselung. Sechsundvierzig Tage lang gab es jeden Mittag Spinatsuppe. Der Spinat war gehackt und als Suppe gekocht. Manchmal waren einige Kartoffeln darin, manchmal auch nichts. Nur am 1. Pfingsttag gab es Erbsen.

Zuweilen hatte ich in der Elf aber doch einen Lichtblick. Meine Frau hatte mich schon am dritten Tage wieder hier aufgespürt. Plötzlich vernahm ich den bekannten Pfiff. Zum Glück lag die Zelle 53, zu deren Insassen ich jetzt gehörte, nach außen, so daß ich den Blick auf den angrenzenden Schulhof frei hatte. Ich sagte meinen Kollegen,

das sei meine Frau, die gepfiffen habe. Sie glaubten, ich sei nicht mehr ganz richtig unter dem Dach; wie man sowas hören könne, zweifelten sie; es würde hier sehr oft gepfiffen. Mit einem Satz war ich hoch am vergitterten Fenster, wo ich mich ihr zu erkennen gab. Sie war sehr aufgeregt und rief ihrer Freundin vor Freude zu: „Liese, komm, ich hab ihn, hier ist er!“ Ich mußte schleunigst wieder runter, denn es war streng verboten, sich am Fenster zu zeigen. Wenn mich einer der Schergen dabei erwischte, ging's mir schlecht. Als alles wieder ruhig war, konnten wir uns verständigen. Meine Frau kam dicht an die Mauer heran und wir konnten uns vieles zurufen. So ist sie manches Mal gekommen. Auch kam von meinen nächsten Verwandten und Bekannten dieser und jener und besuchten mich, um mich aufzurichten.

Es ließ sich aber nicht verhindern, daß meine Frau den Wärtern allmählich auffiel und verdächtig vorkam. Sie fand aber immer neue Schliche, die Aufpasser zu täuschen. Eines Sonnabends kam einer der Wärter und sagte: „Wenn Sie noch einmal mit Ihrer Frau sprechen, kommt sie auch hier herein.“ Ich sagte, ich habe meine Frau nicht gesehen. Zornig sagte er: „Das werden wir Dir beweisen.“ Ach, das war nun wieder eine schwere Sorge. Ich fürchtete, man hätte meine Frau erwischt und auch noch verhaftet. Da war denn die Freude groß, als sie nach einigen Tagen wiederkam in Begleitung zweier Flaksoldaten, die nebenan in der Schule lagen. Es waren ältere Männer, mit denen wir abends oft gesprochen hatten. Mit ihrer Hilfe konnten wir uns besser als bisher verständigen. Sie begleiteten meine Frau, als wenn einer zu ihr gehörte und gingen mit ihr bis an die Gefängnismauer, wo wir Zurufe wechselten. Nun konnten die Wärter nichts mehr machen, denn die Soldaten beschützten meine Frau. Als ich später wieder zu Hause war, berichtete sie mir, in welcher Weise diese braven Männer sich ihrer angenommen hatten. Sie waren Familienväter und haßten das Nazisystem, weil es sie noch ins Soldatenleben zwang, wie meine Frau und ich es haßten.

Eines Sonntags hatten ein Aufseher und eine Aufseherin meine Frau wieder beobachtet. Sie kamen von verschiedenen Seiten geschlichen, um sie zu schnappen. Die Soldaten nahmen sie aber mit in die Küche des Schulhauses, wo ein Kamerad Besuch von seiner Frau hatte und Kaffee mit ihr trank. Meine Frau mußte sich sofort zu ihnen setzen und mit ihnen trinken, so daß die erschienenen Häscher nur dumm

gucken konnten. Zum Fragen und zur Kontrolle waren sie angesichts der Soldaten zu feige, zumal diese auf dergleichen warteten, um ihnen kräftig heimzuleuchten, besonders diesem Weib, das eine Bestie von Aufseherin war. Ich konnte vom Fenster aus manches beobachten und hörte sie sagen: „Da ist sie ja, sie hat einen gelben Mantel an." Am Abend verfolgten sie meine Frau bis zur Elektrischen. Doch kam sie später trotzdem wieder und schmuggelte mir Rauchwaren und etwas Eßbares herein durch mitfühlende Beamte. Es gab auch unter ihnen Menschen, die noch ein Herz hatten. So kam durch diese kleinen, erfreulichen Episoden ein wenig Sonne in die düstere Gefängniszelle der Elf.

Nachdem ich etwa fünf Wochen im Maschinensaal beschäftigt gewesen war, kam die schon erwähnte Anklageschrift. Sie beschuldigte mich, gesagt zu haben:

1. Hitler ist schuld am Kriege.
2. Hätte man 1918 zehntausend, die heute in Deutschland regieren, erschossen, dann hätten wir heute keinen Krieg.
3. Hitler hat die Juden in Deutschland getötet und aus Deutschland ausgewiesen und mit ihrem Gelde die Aufrüstung und den Krieg bezahlt.
4. Die deutschen Soldaten sollten lieber überlaufen zu den Russen, als sich eine Kugel durch den Kopf schießen zu lassen.
5. Ich habe ein Patent gemacht und dieses Patent wollte ich nach Amerika oder Rußland verkaufen.
6. Ich hätte aus einem Buch von August Bebel Propagandamaterial vorgelesen.

Ich war also wegen Wehrkraft-Zersetzung und Vorbereitung zum Hochverrat angeklagt, auf Grund der Paragraphen 91 a und b und 80, die allesamt Todesparagraphen sind. Mein Rechtsanwalt, der mich mehrmals in der Elf besuchte, meinte, das müsse ja eine schwere Sache sein, da sie in Berlin verhandelt werde. Politische Sachen kamen zum Reichsanwalt nach Berlin. War der Fall schwer, so bearbeitete er ihn selbst. Minder schwere Fälle gab er weiter an den Generalstaatsanwalt am Oberlandgericht und leichtere an den Oberstaatsanwalt eines Sondergerichtes. Todesurteile sprachen sie alle drei aus. Ich wußte also, was mir in Berlin blühte, und befaßte mich Tag und Nacht mit Fluchtgedanken.

Seit Eingang meiner Anklageschrift beobachtete man mich aber mit Mißtrauen und schärfer als bisher, so daß ich sehr vorsichtig zu Werke gehen mußte. Doch ließ mich die Hoffnung auf Freiheit nicht los; sie hielt mich auch in den schlimmsten Lagen aufrecht. Ich fertigte mir auf dem Schleifstein einen Schlüssel aus einem Stück Flacheisen an, nur nach dem Augenmaß geschliffen. Bei nächtlichem Fliegeralarm mußten wir in den Zellen bleiben. Waren wir aber im Maschinensaal, so ging's bei Alarm in den Keller und dort konnte ich den Schlüssel probieren. Ein freudiger Schreck durchzuckte mich, als die erste Tür so leicht und geräuschlos aufging, als hätte sie der Wärter aufgeschlossen. Der Schlüssel verschwand wieder im Schuh, wo ich ihn, ohne zu hinken oder eine Miene zu verziehen, unter dem hohlen Fuß trug. Er sollte meine Rettung sein. Unaufhörlich dachte ich an Flucht und arbeitete den Plan bis in die kleinsten Einzelheiten aus. Und doch sollte nichts daraus werden. Als ich eines Morgens zur Arbeit wollte, sagte der Wärter: „Sie bleiben in der Zelle." Ich war verraten oder irgendwie verdächtigt worden, wenn man auch noch keine sichere Handhabe gegen mich hatte. Das hatte ich schon in der vergangenen Nacht bemerkt, denn alle halbe Stunde drehten sie das Licht an und schauten in die Zelle. Sie mußten mir wohl auf der Spur sein. Als ich den Oberaufseher fragte, warum ich nicht mehr heraus und an die Arbeit käme, gab er an, es sei etwas über mich laut geworden, auch könne er's auf Grund der schweren Anklageschrift nicht mehr verantworten, mich herauszulassen. Ich sagte ihm, wenn ich das vorhätte, woran er denke, hätte ich längst fort sein können. Von nun an wurde ich als „schwerer Junge" betrachtet und damit waren meine Fluchtpläne vereitelt. Trotzdem glomm immer noch ein Funke von Hoffnung auf Befreiung in meinem Herzen.

Am Morgen des 20. Juli klopfte der Kalfaktor an meine Zelle und rief „Aufgepaßt! Es ist etwas Großes passiert, vielleicht kommen wir raus. Genaues weiß ich noch nicht. Nachher beim Bärentanz werde ich sehen, daß ich Näheres berichten kann." Die Spannung war groß. Als wir um halb zehn zum Bärentanz gingen, schwirrten die Gerüchte nur so umher. Jeder wußte etwas anderes und glaubte das Richtige zu wissen. Attentat, Hitler tot, neue Regierung, so hieß es bunt durcheinander. Ich konnte es nicht glauben und sagte meinen Kameraden, wenn Hitler tot ist, sind wir in drei Tagen hier heraus. Das bedeutet das Ende der Nazis und neue Revolution. Aber die

Freude war verfrüht und mit meiner Hoffnung war es wieder einmal nichts.

Wohl kam ich schon am nächsten Tage aus der Elf heraus, aber nicht in die Freiheit, sondern auf den Weg nach Berlin. Der Transport ging über Halle—Leipzig und war noch einigermaßen erträglich. Ich kam in einen Gefangenenwagen der Reichsbahn, der in der Mitte einen Gang und zu beiden Seiten kleine Zellen hat, die zwei bis vier Mann fassen. Sind viele Gefangene zu befördern, so werden eben mehr hineingesteckt. Da es bei der Abfahrt in Kassel nicht viele waren, so kamen wir mit zwei Mann in eine Zelle. Mein Kollege war einer aus Wehlheiden, der bereits drei Jahre Zuchthaus hinter sich hatte und trotzdem noch ziemlich gut genährt war. Er war, wie er mir erzählte, sieben Monate im Lazarett gewesen, zuletzt als Kalfaktor. Ich hatte noch vierzig Zigaretten, dazu auch Feuer. Und so verlief die Fahrt im Austausch der gegenseitigen Erlebnisse ziemlich kurzweilig.

In Nordhausen gab es Verstärkung durch weitere Gefangene, meist Mädels. Beim Einladen entstand ein großes Geweine und Geschrei. Ein Mädel rief fortgesetzt flehend: „Ich habe doch nichts gemacht, laßt mich doch nach Hause!“ Vier von ihnen kamen in die Zelle nebenan. Ihr Weinen und Schluchzen ging mir nahe. Aber allmählich beruhigten sie sich durch unsere teilnehmenden Worte. Durch ein Loch in der Wand konnten wir miteinander sprechen und bald ging das Gespräch hinüber und herüber. Doch befand sich das Loch sehr weit unten, so daß wir uns bücken mußten und uns nur schlecht verstehen konnten. Oben befand sich auch noch ein Loch, das aber mit doppeltem Blech von innen und außen geschlossen war. Ich wies darauf hin und vernahm bald am Geräusch, daß die Nachbarinnen es gewaltsam öffnen wollten. Sie betrieben ihr Werk aber nicht vorsichtig genug, so daß der Satan von Wächter bald erschien und argwöhnisch in die Zelle lugte. Als die Gefahr vorüber war, schrieb ich ihnen einen Zettel, sie sollten abwechselnd zu zweit singen und dabei aufpassen, während die zwei anderen arbeiteten. Das taten sie auch und hatten bald das Blech auf ihrer Seite entfernt. Nun versuchten wir auch das auf unserer Seite zu entfernen. Wir hatten aber keinerlei Werkzeug und mußten das Messer der Mädels zu erlangen suchen. Wieder wanderte ein Zettel hinüber mit der Weisung, das Loch unten zu vergrößern, um das Messer hindurch zu reichen. Nach einigen

Minuten hatten wir das Messer und bald war auch das innere Blech abgerissen. Nun konnten wir uns nicht nur hören, sondern auch sehen. Die Mädels mußten noch nicht lange verhaftet sein, denn sie waren noch gut angezogen. Sie sollten wegen Arbeitsverweigerung und sonstiger Belanglosigkeiten, die der Nazischwindel dick aufbauschte, in ein Lager kommen und wußten noch nicht wohin. Ich gab ihnen Zigaretten gegen Streichhölzer, die uns ausgegangen waren; auch tauschten wir kleine Zettel aus. Anfangs schrieben sie zurückhaltend, dann aber zutraulicher und bald wußten wir ihre Adresse und Straftaten und sie die unsrigen. Das eine Mädel schob mir zehn Mark zu; ich wollte sie nicht nehmen. Sie ließ aber nicht nach und meinte, sie hätte Geld genug und uns hätten sie doch alles abgenommen, vielleicht könnte ich es noch einmal gut gebrauchen. Und so nahm ich's denn auch und war später froh, daß ich es hatte. Nach und nach tauten wir so richtig auf, sah man doch, daß es auch noch gute Menschen gab. Und das erhebt, wenn man monatelang geduckt und gepeinigt worden ist. Ich hatte es gut bei den Zellennachbarinnen stehen, zumal sie hörten, daß ich vor den Volksgerichtshof in Berlin käme. Saß ich in meiner Ecke, um ein wenig zu schlafen, so klopfte es schon und gleich reichte mir mein Kollege einen neuen Zettel. Es waren jetzt schon richtige Briefe, die mich aufmuntern sollten. Den einen habe ich nie vergessen; ich gebe ihn hier wieder: „Was sitzest Du so traurig? Ich weiß, Du hast einen schweren Gang vor Dir. Aber glaube an mich, ich weiß genau, daß Dir nichts passiert und Du kommst wieder nach Hause, ich lese es auf Deiner Stirn. Sei stark und hoffe und sei nicht mehr so traurig. Auch werde ich für Dich beten und an Dich denken."

Diese Worte trösteten mich und ließen mich mein Leid vergessen, zumal, wenn ich bedachte, daß diese jungen Mädchen doch auch einen schweren Weg zu gehen hatten, von dem sie nicht wußten, wohin er führt und trotzdem noch ermutigende Worte für uns fanden.

Am Nachmittag kamen wir in Leipzig an. Vor Leipzig hieß es fertigmachen, indem die Zellen aufgeschlossen wurden. Nun konnten wir auf dem Gang Auge in Auge sehen und miteinander reden. Als der Zug hielt, mußte alles heraus, die Frauen allein und die Männer allein. Wir Männer wurden immer zu zweit an Ketten geschlossen, die Frauen konnten so gehen. Vierzig Polizisten führten uns wie Schwerverbrecher ab. Im Gefängnis kamen wir mit fünfzehn Mann

in den Keller, wo wir auf den blanken Steinen lagen, was sich bei dieser Jahreszeit ertragen ließ.

Mit einem Stückchen Brot waren wir in Kassel abgefahren, ohne unterwegs etwas zu bekommen. Deshalb riefen wir abends um acht nach Essen. Es sollte kommen, aber es kam nicht. Nach zwei Stunden riefen wir wieder, denn der Hunger quälte uns unsäglich; aber statt des Essens wurden wir satt geprügelt. Drei Kerle mit Gummiknüppeln stürzten sich auf uns und schlugen uns elend zusammen. Am anderen Tage ging es zur Entlausung und zum Baden. In der großen Entlausungsanstalt hieß es zuerst Sachen abgeben, und dann kamen immer vierzig Mann unter die Brause. Wir mußten stundenlang stehen, bis die Sachen aus der Entlausung kamen; doch war das bei dieser Witterung zum Aushalten. Nun ging's zur Aufnahme. Die meisten Deutschen kamen in die Baracke hinten im Gefängnishof, zwei Mann und ich in den zweiten Stock eines großen Gebäudes, wo in einem großen Saal hundert und mehr Mann lagen. Als ich hinein kam, mochten es etwa hundert sein, meist Polen. Als sie erfuhren, daß wir politische Gefangene waren, hatten wir uns bald angefreundet. Einige waren intelligente Männer, die ein gutes Deutsch sprachen. Wir wußten bald, woher sie kamen, nämlich aus Auschwitz. Es war meine erste Begegnung mit Gefangenen aus diesem berüchtigten Konzentrationslager. Mit Gefangenen aus Buchenwald, Oranienburg, Dachau und mit Soldaten aus dem Moor hatte ich schon oft gesprochen, aber was ich von diesen armen Menschen über Auschwitz hörte, war doch das Schlimmste. Sie waren auf jedem Arm tätowiert, hatten sehr hohe Nummern und erzählten, in Auschwitz seien so an die 180 000 Männer und Frauen interniert und jeden Tag würden an die Tausend von ihnen vergast und verbrannt, auch hole die SS noch immer neue Opfer und fahre sie in das Wäldchen und stelle sie statt Scheiben beim Scharfschießen auf. Es seien meistens neue junge SS-Männer, die das Schießen an diesen lebendigen Zielen lernen sollten.

In dem Saal, darin ich lag, war lebhafter Zu- und Abgang: Jeden Morgen und Mittag gingen Transporte ab und kamen neue an. Ich kam hier mit Leuten aus fast allen Lagern und Gefängnissen zusammen. Einige waren zum Tode verurteilt, aber begnadigt worden. Es waren zwei Belgier und ein holländischer Schriftsteller; sie hatten viel gelitten. Auch traf ich einen Zimmerpolier, der vom Volks-

gerichtshof in Berlin kam und auf dem Wege nach München war, wo er wohnte. Er hatte statt der Todesstrafe acht Jahre Zuchthaus bekommen, weil er in Berlin einen Schlaganfall erlitten und dadurch Paragraph 51 für ihn in Anwendung kam. Ich legte ihm meinen Fall dar. Er konnte mir wenig Hoffnung machen. Wir saßen die halbe Nacht beisammen. Ich wußte nun schon ziemlich Bescheid über die Zusammensetzung des Volksgerichtshofes und die Verhandlung vor ihm. Es waren noch fünf Tschechen da, die auch vom Volksgerichtshof kamen; gegen sie lagen lauter schwere Anklagen vor. Der Volksgerichtshof hatte eine besondere Vorliebe für diese Leute. Drei von ihnen habe ich später hinrichten sehen. Was aus den beiden anderen geworden ist, weiß ich nicht.

Da ich so nächtlicherweile von den Schicksalen dieser Menschen hörte, hatte ich nur noch den einen Gedanken an Flucht. Ich hatte mir einen Plan ausgedacht, zu dessen Ausführung aber zwei Mann nötig waren. Ich wollte vom Fenster zum Blitzableiter gelangen, was allein nicht möglich war. Ich fand einen Kollegen, der mitmachen wollte. Es war einer von den beiden Belgiern, die durch Begnadigung dem Tode entgangen waren. Doch am Abend, als wir den Plan ausführen wollten, versagte er. So stand ich allein am Fenster, dessen Gitterstäbe ich schon auseinander gebogen hatte, so daß der Kopf durchging. Ich redete auf den Kollegen ein, was ich konnte, aber der Mann hatte die Nerven verloren. Und so war es nichts.

Am Morgen des siebenten Tages ging es ab nach Berlin. Auf dem Weg zum Leipziger Bahnhof gab es Fliegeralarm. In der Bahnhofsunterführung nahmen sie uns die Ketten ab, und wieder war mein erster Gedanke, die Flucht. Ich wünschte, wenn nur die Bomben prasseln wollten, dann würde ich in dem Tumult schon eine Gelegenheit zum Ausreißen finden. Aber sie blieben aus und so wurden wir eingeladen. Es war einer der großen Gefängniswagen, der nur hoch oben ganz kleine Fenster hatte, so daß man nichts als ein ganz kleines Stückchen Himmel sehen konnte. In die Zelle für zwei Mann kamen wir zu fünft. Ich war der einzige Deutsche zwischen Russen und Ukrainern. Einer von ihnen konnte geläufig Deutsch und so verstanden wir uns gut. Die gemeinsame Not gleicht ja alle Verschiedenheiten in der Staatszugehörigkeit aus. Ich hatte auch noch einige Zigaretten. Als ich vor ein paar Monaten in die Elf eingeliefert wurde, hatte ich noch vierzig Stück von Breitenau her. Sie wurden

mir bei der Einlieferung in Leipzig abgenommen und beim Abtransport wieder eingehändigt, mit anderen Sachen wie Rasierapparat, Geldbeutel, Seife, Zahnbürste und noch weiteren Kleinigkeiten in einem Paket vereinigt. Das sollte ich in Berlin abgeben. In der Zelle konnte ich es nicht verwinden, das Paket zu öffnen und die Zigaretten herauszunehmen. Doch fehlten uns die Streichhölzer. Da wir aber eine Zahnbürste hatten, schlugen wir Feuer nach Gefängnisart und schmauchten die kleinen Glimmstengel.

Bei der Hitze und dem dichten Zusammengepferchtsein war der Aufenthalt in der kleinen Zelle bald unerträglich. Wir machten uns nackt und schwitzten doch, daß uns das Wasser am Leibe herabtroff. Nach einer Stunde hörte man aus allen Zellen klopfen und schreien nach Wasser; aber die Wächter nahmen nicht Notiz davon. Vor allem schrien die Frauen verzweifelt nach Wasser, und von allen Seiten erschollen die Schreie immer lauter, ohne daß sich jemand um uns kümmerte. Noch nie im Leben hatte ich solchen Durst gelitten. Endlich, als der Zug schon längere Zeit stand und das Schreien immer heftiger wurde, vielleicht auch, weil die Zivilisten auf dem Bahnhof — es mußte wohl Magdeburg sein — auf uns aufmerksam wurden, bekamen wir etwas Trinkwasser.

Gegen 11 Uhr abends kamen wir in Berlin an. Wir hielten vor dem Bahnhof, mußten aber wegen Voralarm im Wagen bleiben. Dann kam gleich richtiger Alarm, der erste von vielen, die ich in Berlin noch erleben sollte. Die Bomben schlugen in der Nähe ein, aber keine traf unseren Wagen. Von den Wachmannschaften war niemand da und das ging so bei Hunger und Durst, bis wir morgens gegen 3 Uhr ausgeladen wurden. Hätten die Berliner nur sehen können, wie wir Staatsverbrecher transportiert wurden. Jeder Gefangene mit einem Polizisten, der ihn an der Kette führte. Mein Geleitsmann zitterte merklich, ob vom Fliegeralarm oder vor mir, das weiß ich nicht. Ich spürte sein Zittern und sagte: „Sie brauchen keine Angst haben. Ich reiße nicht aus.“ Er antwortete: „Halt die Schnauze, du Schwein!“ Außerhalb des Bahnhofes wurden wir wieder in die grüne Minna gesteckt, und die Fahrt ging nach dem Gefängnis Plötzensee, wo ich soviel Herzeleid, Kummer und Elend gesehen und selbst erlebt habe. Auch hier erhielten wir noch nichts zu essen. Wir kamen alle in eine Zelle. Um 6 Uhr morgens mußten wir heraus zur Aufnahme, und stundenlang standen wir auf dem Flur, bis unsere Personalien auf-

genommen waren. Dann hieß es: Da und da hin. Ich kam in das berüchtigte Haus 4, ohne zu wissen, daß es ein Haus des Todes war. Es war auch besser so, ich wurde es noch zeitig genug gewahr. Nun mußten wir uns unter den Augen des Hausvaters ausziehen und baden und — wie üblich — alles abgeben. Es wurde uns alles genommen was wir besaßen. Als wir unsere kleinen Habseligkeiten los waren, holte uns ein Wärter von Haus 4. Es sollte sechs Monate lang mein Heim werden, und nie im Leben werde ich dieses Haus und das Furchtbare, das sich in ihm abgespielt hat, vergessen. Bei den Gefangenen hieß es „das Totenhaus". Als wir ankamen, mußten wir eine Zeitlang im Flur stehen, bis wir abgefertigt waren, und so konnte ich mir beim Eintritt schon alles betrachten. Eine breite Treppe führte zum Eingang, eine große Glastür zum Hausflur; dann stand man auf dem großen Innenflur und konnte durch drei Stockwerke bis oben unter das Glasdach sehen. In jeder Etage gingen 1,50 m breite Veranden rund um das Ganze, und Tür an Tür mündete auf jede der drei Veranden. In der Mitte führten eiserne Treppen zu jeder Veranda mit ihren Zellentüren. „Ach, was für Türen?" dachte ich, als ich herein kam. Hinter ihnen schmachteten die Opfer von Hitler, Himmler und Genossen. Hier warteten sie, bis man ihnen den Prozeß machte. Hier sollten nun auch die Würfel über mein Los geworfen werden.

Das Haus war in dieser Weise gebaut, um von allen Punkten aus eine gute Uebersicht zu haben. Die Wärter konnten stehen wo sie wollten, sie konnten von jeder Stelle aus das Haus mit einem Blick überschauen. Daran erkannte man so recht die Gerissenheit der deutschen Justiz.

Als wir lange genug gestanden hatten, wurden wir abgefertigt. Es ging eine Treppe hinauf zum Büro des Oberaufsehers, der es wieder mit der Personalaufnahme, der Anklageschrift und anderem zu tun hatte. Dann wurden wir auf die Zellen verteilt. Es war auch einer unter uns, der schon zum Tode verurteilt war und nun gleich in Ketten gelegt wurde. Ich kam in die Einzelzelle 68. Nach ungefähr einer Stunde kam der Wärter und legte mir auch Ketten an. O, diese ersten Tage und Nächte! Wie waren sie voll unsäglicher Pein und Qual! — Nach einigen Tagen holte man mich heraus und brachte mich in Zelle 71, in der noch drei Kollegen lagen. Es war eine schöne Zelle, alles gut und sauber. Nach dem furchtbaren Alleinsein kam ich mir

vor wie im Paradies. Hätte ich noch länger allein bleiben müssen, so wäre ich übergeschnappt oder hätte, wie man im Zuchthaus sagt, die Zellenkrankheit bekommen. Aus Zelle 68 hatte ich hinten auf den Hof sehen können, wo am Morgen, wenn Spaziergang war, die Gefangenen alle im Kreise gingen. Jedes Stockwerk hatte einen besonderen Ausgang nach dem Hof. Die Häftlinge konnten nicht miteinander sprechen; es war streng verboten. In zehn Meter Abstand mußten sie gehen, um nicht näher zusammen zu kommen. An jeder Ecke stand ein Wärter mit Gewehr und mitten noch der Ober, der auf alle genau aufpaßte, obwohl diese Menschen in Ketten doch nichts unternehmen konnten. Zuletzt gingen die Todeskandidaten, die schon wie Tote aussahen. Im Geiste sah ich den munteren Ringelreihen fröhlicher Kinder in der Heimat und hier mit leiblichen Augen den traurigen Kreis verzweifelter und kettenbeladener Jammergestalten. Dieses Bild Tag für Tag zu sehen, war entsetzlich. Deshalb war ich froh, daß ich in die Gemeinschaftszelle 71 kam. Hier konnte man sich mit den anderen Kollegen mal unterhalten. Auch bekamen wir an manchen Tagen etwas zu tun, Trennarbeiten an Hosen und Jacken. Wenn wir gar keine Arbeit hatten, wie an vielen Tagen, dann war's noch trauriger, weil die Zeit nicht vergehen wollte.

In den ersten Tagen in Zelle 71 sollte ich noch den fürchterlichsten Eindruck haben, der in Plötzensee möglich war. Ich sollte die Hinrichtungsstätte sehen. An bestimmten Tageszeiten waren mir schon einmal die bleichen Gesichter meiner Kollegen und ihre heimlichen Blicke aufgefallen. Aber man hatte mir nichts gesagt, man wollte mich mit dem traurigen Anblick noch verschonen, bis dann am vierten Tage der eine zum anderen sagte: „Eben haben sie wieder eine Frau hingebracht." Ich wurde aufmerksam und fragte einen Kameraden, der Franz hieß, ein Lehrer der Botanik aus Wien war, was denn da wäre. „Sag's ihm doch!" hieß es nun, und so sagten sie mir, daß dort unsere Kameraden hingerichtet würden.

Ich sah nun hinaus und sah das Gebäude, das der Schrecken aller Insassen von Plötzensee war. Unsere Zelle lag im 2. Stock. Vom Fenster aus konnten wir über die Umfassungsmauer alles sehen, was dort vorging. Vom Gefängnis bis zur Umfassungsmauer waren es etwa 15 m Abstand, dann ging's durch ein Tor, und vom Tor bis zum Gebäude mit der Guillotine mochten es noch 30 m sein. Es war ein einstöckiger roter Backsteinbau wie ein Stall, mit zweiteiligen

großen Türen, vorn zwei und an der Seite drei. Vorne waren noch mehr Türen gewesen, ein Teil des Gebäudes war aber durch Bomben niedergelegt. Der noch stehende Teil war mit Dachpappe abgedeckt. Der Kollege, der mir alles zeigte, sagte: „Paß vorn auf die zweite Tür auf, über der die Nummer 4 steht." Und dann kamen sie mit so einem armen Menschen, den sie zur Hinrichtung führten, die Hände auf dem Rücken gefesselt, die Jacke nur übergehängt. So wankte er auf die Todespforte zu. Davor stand ein Wachtmeister, der riß mit roher Hand dem Verurteilten die Jacke herunter; ein Hemd hatte dieser nicht an und so sah man seinen nackten Rücken. Ein zweiter Wachtmeister packte das zitternde Opfer am rechten Arm, ein dritter am linken und so zogen sie es hinein. Alles, was hier hingerichtet wurde, kam aus unserem Haus vier. Es ging sehr schnell, das Kopfabhauen im Gefängnis. Die Kalfaktoren sagten nur: „Es ist heute Schlachttag." Ja, das war wirklich ein Menschenschlachthaus und diese Menschenschlächter hatten sich gut eingearbeitet. Ich habe gesehen, daß sie von halb zwölf bis halb eins 20—30 Mann hinrichteten. Der Freitag und mehrere Tage in der Woche waren immer ganz große Tage. Am letzten Freitag im September wurden am Morgen um halb neun fünf Frauen und sieben Männer, am Mittag drei Frauen und achtzehn Männer, und abends um sechs Uhr noch einmal sieben Männer hingerichtet. Am Morgen war stets, wie wir sagten, der Schwarze dabei, das war der Staatsanwalt im schwarzen Talar; am Mittag war es der Rote, der Reichsanwalt im roten Talar, und am Abend war es Militär; da mußten es wohl Soldaten sein, die man hinrichtete. Es waren immer einige Zivilisten zugegen, die den Hinrichtungsakt und die Qualen der armen Opfer als Zeugen in Augenschein nahmen. Es waren Männer im besten Alter, gut aussehend, so daß wir uns im Hinblick auf sie immer fragten: „Warum gehen diese Lumpen nicht an die Front und kämpfen?" Doch wäre es ja wohl zu schade gewesen für diese Kulturhüter des Hitlerismus, wenn sie, der Stolz Deutschlands, ihr Blut an der Front vergossen hätten. Da sah man doch lieber das Blut der anderen verspritzen. Zuweilen kamen diese entmenschten Burschen sogar mit ihren Freundinnen oder Frauen, damit auch diese das Schauspiel genössen. Es war wohl nur in Hitlerdeutschland möglich, daß sich Frauen diese grausame Marter der schon mehr toten als lebenden Menschen anschauten und sich daran weideten.

Das Schrecklichste war immer, wenn Frauen zum Tode geschleppt

wurden. In unserem Hause waren keine Frauen untergebracht; sie kamen aus anderen Gefängnissen oder Lagern am Morgen oder Abend vorher. Eines Sonntags — es war im Oktober — gab es ein verzweifeltes Geschrei. Eine Frau wehrte sich gegen die mörderische Gewalt und schrie dauernd: „Ich habe doch nichts gemacht. Laßt mich leben! Ich will zu meinem Kinde!“ Ihr klägliches Bitten und Betteln um ihr bißchen Leben, ihre stammelnden Gebetsworte waren zum Steinerweichen. Aber diese Scheusale von Menschen hatten kein Erbarmen mit ihr, und wir mußten das alles mit anhören. Ach, wie oft hörten wir, besonders des Nachts, das Schreien dieser Unglücklichen. Das läßt sich nie im Leben vergessen. Als man diese Frau, die immer noch schrie, zur Schlachtbank führte, sahen wir, wie ein Wachtmeister ein Handtuch holte und ihr damit von hinten den Mund zuhielt. So haben sie zu dritt das arme Weib zur Schlachtbank geschleppt, der eine auf der einen, der zweite auf der anderen Seite und der dritte mit dem Handtuch hinter ihr. Man hörte den Motor summen, das Beil fallen und alles war wieder still. Sie war erlöst von ihren Qualen und das Morden ging weiter. An diesem Tage waren es noch elf Männer und vier Frauen, die dran glauben mußten. Das Grauenhafteste war, daß sie sehen und hören mußten, wie die anderen vor ihnen zum Block gezerrt wurden. Wir in unserer Zelle guckten uns vor Verzweiflung gegenseitig an, leichenblaß, und fragten uns mit stummen Blicken: Wann gibt es wieder eine Gerechtigkeit auf Erden? Und wie manchmal haben wir uns den Tod gewünscht; denn tot sein ist nicht schwerer als dies zu erleben, obwohl doch jede Kreatur am Leben hängt. Aber tot sein müssen, wie wir hier in der Zelle und doch leben müssen, ist doch das Schlimmste, und das wußten diese Bestien, das wußten auch die Verurteilten, die darum auch meistens aufrechten Hauptes und gerade zur Hinrichtung gingen, wenn ihr Gesundheitszustand es ihnen gestattete. Sie waren tapfere Menschen, die keinen anderen Ausweg sahen und froh waren, daß sie erlöst wurden. Es waren nicht selten die Besten, die hier unter dem Fallbeil endeten. Wenn man mit solchen Leuten tage- und wochenlang in der Zelle sitzt, kann man sie nach allen Seiten studieren. Was habe ich für edle Männer kennen gelernt, die fast nie mit dem Strafgesetz in Berührung gekommen waren, viel weniger eine Strafe verbüßt hatten. Hier wurden sie als Schwerverbrecher behandelt. Die Wärter handelten nach dem Prinzip der Naziführer. Hatte doch Göring gesagt, e i n Politischer sei ihm lieber als vier kriminelle

Verbrecher, und einstecken werde er die Politischen alle und wenn er Gefängnisse bauen lassen müsse von München bis Berlin. Und so viele Gefängnisse hätten diese Schurken auch bauen müssen, wenn sie alle Politischen hätten leben und einsperren lassen wollen, und darum mußten sie hingemordet werden.

Alles was in Berlin zum Tode verurteilt wurde, kam zu uns nach Plötzensee in das Haus 4, wo sie zur Hinrichtung fertiggemacht wurden. Und so sah ich auch den Todesgang der Helden vom 20. Juli 1944. Es war am 8. August, als die ersten acht hingerichtet wurden, Witzleben und die anderen. Sie gingen erhobenen Hauptes und aufrecht zur Richtstätte. Jedem waren die Hände auf dem Rücken gefesselt und sie wurden genau so hingeführt wie sonst die anderen. Nur wurden diese Soldaten nicht durchs Fallbeil hingerichtet, sondern aufgehängt. Man glaube nicht, daß diese acht, deren Namen in den Zeitungen erschienen, die einzigen Opfer des 20. Juli gewesen sind. Jede Woche einmal kamen etliche dran, manchmal auch zweimal in der Woche. Es waren immer so acht bis fünfzehn Mann, auch Frauen dabei. Wir erkannten die Opfer des 20. Juli daran, daß sie gefilmt wurden, ehe man sie hängte. Ein Zivilist stand vorn an der Tür und filmte sie, was bei den anderen Verurteilten nicht geschah. Wenn die Offiziere vor den Kameramann kamen, drehten sie den Kopf zur Seite, um nicht mit dem Gesicht auf das Bild zu kommen. Im Zuchthaus hieß es, die Filme werden Hitler vorgeführt, damit er sich daran ergötzt. Auch erfuhren wir es stets von den Kalfaktoren, wenn eine Sonderaktion vom 20. Juli bevorstand. Die Offiziere lagen in Tegel im Gefängnis. Es sollen im Dezember noch über achthundert Mann gewesen sein, die auf ihre Aburteilung warteten. Wir konnten es von dem Offizierskorps, das noch frei war, nicht verstehen, daß sich nicht ein paar Mutige fanden, die ihre gefangenen Kameraden befreiten. Die Wehrmacht hatte doch Waffen. Was konnten wir denn von den Arbeitern erwarten, die keine Waffen hatten?

Das Hinrichten in Plötzensee ging sehr schnell vor sich. Wenn die zwei Wärter an der Pforte ein Opfer in den Hinrichtungsraum hineingezerrt hatten, gingen die nächsten schon bei uns zur Tür hinaus, die anderen standen im Flur und der folgende wurde schon aus der Zelle geholt, damit nur keine Stockung eintrat. Die Todeskandidaten hatten Holzschuhe an und waren barfuß, auch im Winter, und es war dann still im Haus, nur das Klappern der Holzschuhe konnte

und mußte man hören. Ob man nun wollte oder nicht, wir hörten es immer, wenn sie so die Treppe hinunter und über den Hof gingen. Ich habe Männer gesehen mit einem Bein, die auch hingerichtet wurden, und einen trugen sogar vier Mann auf der Bahre zur Mördergrube. Was für ein Gebrechen er hatte, konnten wir nicht erkennen. Auch sah ich einen Blinden, den sie zur Hinrichtung führten. Der Mann war vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und des Nachts bei einem Luftangriff schwer verwundet worden. Er verlor das Augenlicht und kam ins Krankenhaus, das ihn nach Wochen blind, aber sonst leidlich geheilt, entließ. Nun mußte er unter dem Fallbeil enden.

In unserer Zelle hatten sie alle Angst, wenn am Mittag der Ober mit den braunen Briefumschlägen zur Tür hereinkam. O weh, wenn dann der eigene Name gerufen wurde. Es waren die Briefe vom Reichsanwalt, die den Empfängern den Verhandlungstermin ankündigten. Am meisten Angst hatten die älteren Kameraden, die schon länger hier lagen. Sie wußten, das Ergebnis der Verhandlung kostete in neunundneunzig von hundert Fällen den Kopf. Wenn ein Kollege Termin hatte, hieß es am Morgen: fertig machen! Da hätte man sehen können, wie liebevoll mit ihm umgegangen wurde, wußten wir doch alle, welchen schweren Weg der arme Mensch ging. War er fort, dann gabs für uns den ganzen Tag keine Ruhe. Manchmal kamen sie spät, manchmal früh zurück, je nachdem, wie Viele Termin gehabt hatten. Sie gingen und kamen alle zusammen, weil sie in der grünen Minna fortgebracht wurden und wiederkamen. Am Abend hörten wir dann den diensttuenden Wachtmann schreien: „Terminer abholen“. Nun warteten wir in atemloser Spannung, was aus unseren Kollegen geworden war. Wenn dann die Tür aufging, der Wärter zuerst hereinkam und unser Kamerad hinter ihm stehen blieb, o Gott, dann wußten wir schon, was es geschlagen hatte. Der Wärter sagte: „Sachen raus für das Schwein!“ Wir mußten seine armseligen Brocken herausgeben, die er zum letztenmal sah, auch Schüssel und Löffel, Zahnbürste und andere Kleinigkeiten. Er durfte sie ja nicht mitnehmen und mußte sie nur anerkennen. Nun kam er in eine Einzelzelle in Ketten, und Schüssel und Löffel, die man ihm gab, waren aus Holz. Wir durften unserem lieben Leidensgenossen nicht einmal die Hand geben. Er machte uns nur ein Zeichen und fuhr mit der Hand unter dem Kinn am Halse hin, zum Zeichen, daß sein Leben höchstens noch vierundzwanzig Tage dauere. Es kamen auch welche

von der Verhandlung zurück, die gleich am nächsten Tage hingemordet wurden, wie das mit einem Häftling aus meiner Zelle geschah. Er war aus Posen und schrieb sich August Zinn. Er sollte Auslandssender gehört und die Nachrichten weiter verbreitet haben. Er war Maschinenmeister in einer Druckerei in Posen und nur vier Tage bei uns in der Zelle. Als er kam, hatte er schon seine Zustellung zum Gericht. Das Todesurteil wurde dann gleich gnadenlos an ihm vollstreckt.

Manche waren auf diese Weise nur kurze Zeit bei uns, andere dagegen um so länger. Sechs Monate lang, wie ich, waren nur wenige hier. Vier Monate war ich Stuben- oder besser Zellenältester und habe manchen kommen und in den Tod gehen sehen.

Nach dem 20. Juli heckte Roland Freisler noch ein anderes tolles Ding aus. Er schuf einen besonderen Senat, der die Urteile des Volksgerichtshofes revidierte und verschärfte, obwohl bisher noch kein Einspruch und kein Wiederaufnahmeverfahren zulässig war. Der Senat sollte weitere Schlachtopfer liefern, um in den überfüllten Gefängnissen Platz zu machen. Vor diesen besonderen Senat kamen Angeklagte, die von dem höchsten deutschen Gericht, dem Volksgerichtshof, endgültig abgeurteilt waren und nun noch zu höheren Strafen — meist zum Tode — verurteilt werden sollten. Die Nazis waren in dieser wie in jeder anderen Beziehung eben auf der Scheibe. Sie stolperten nach ihren eigenen Worten nicht über juristische Zwirnsfäden. Der Henkerstrick war ihnen lieber als die feinen Maschen eines humanen Gesetzes.

Ich hatte hier Kollegen, die vor den besonderen Senat kamen. Der eine, ein Lehrer, war 1942 vor dem Volksgerichtshof in Breslau zu vier Monaten Gefängnis verurteilt worden und seitdem im Konzentrationslager gewesen. Nun hatte er im Oktober Termin vor dem besonderen Senat und wurde zum Tode verurteilt.

Ich entsinne mich noch eines anderen Falles. Eines Abends kamen zwei Männer in unsere Zelle, Tschechen, die aber gut Deutsch sprechen konnten. Sie kamen aus dem Lager Buchenwald und sahen noch gut aus. Der eine war Diplom-Ingenieur an den Skodawerken und wohnte bei Prag, der andere war ein Angestellter aus der Textilbranche. Der Ingenieur war 1943 wegen Werkspionage angeklagt und vom Volksgerichtshof in Dresden freigesprochen worden, der andere hatte wegen Waffenbesitz von demselben Gerichtshof acht

Jahre Zuchthaus bekommen. Sie mußten nun vor dem besonderen Senat erscheinen und kamen am Abend mit dem Todesurteil wieder. Als sie, die über fünf Wochen bei uns gewesen waren, an jenem Abend vor der Tür standen und der Wärter schrie: „Sachen raus!“ konnten wir uns die ersten Augenblicke kaum bewegen. Sie waren gute Kameraden, edle, tapfere Menschen, mit denen wir wie Brüder waren. Als sich die Tür hinter ihnen schloß und sie zum letzten Mal in unserer Mitte standen, sprach keiner von uns anderen ein Wort. Wir hatten gerade essen wollen und das trockene Brot und die Wassersuppe schon auf dem Tisch stehen, aber keiner konnte etwas essen, obwohl wir doch Hunger hatten. Wir weinten wie die Kinder bis spät in die Nacht hinein, bis einer das Wort nahm und wir uns schwuren, sollte einer von uns herauskommen aus diesem Elend, so soll er der Menschheit berichten, was hier vorgegangen ist und noch vorgeht, damit so etwas auf Erden nie mehr vorkommen kann. Ich besaß die Adresse meiner Leidensgefährten, aber vor einer Revision der Zelle mußte ich sie vernichten. Der Ingenieur bat mich noch, seiner Frau zu schreiben. Sollten diese meine Aufzeichnungen in ihre Hand kommen, so bitte ich sie um ihre Anschrift, damit ich ihr von den letzten Tagen ihres tapferen Mannes berichten kann. Nach sechzehn Tagen wurden beide Tschechen hingerichtet.

Sie hatten, als sie noch bei uns waren, auch von der Verpflegung in Buchenwald erzählt. Dort sei es jetzt besser als früher und gegen das was wir hier in Plötzensee hätten. Hier sei es ja grauenhaft. Und das traf zu. Das Essen in Plötzensee war schlecht und wenig und wurde immer weniger; es war kaum noch genug zum Leben. Anfang Dezember war es fast zu Ende mit mir. Ich wog noch 92 Pfund statt 164 bei der Verhaftung. Ich kam zum Arzt; er sagte mir, ich solle mich hinlegen. Aber das tat ich nicht, denn ich wußte, wenn ich mich hinlegte, stand ich nicht wieder auf. Der Ober sah mein Leiden, und da ich mit am längsten in diesem Hause war, hatte er Mitleid mit mir. Er stellte mich an die Heizung; ich mußte die Kessel der Dampfheizung bedienen und unten im Keller die Station mitversehen. Hier hatte ich es besser. Ich erholte mich langsam und wurde von Tag zu Tag etwas kräftiger. Auch hatte ich manche Freiheit und konnte im Hause überall hingehen und alles in Augenschein nehmen. Bald kannten mich alle, die im Totenhaus saßen und um ihr Leben bangten. Ich stand an mancher Zelle und gab manchem Todeskandidaten ein letztes gutes Wort. An jeder Zellentür hing ein Zettel mit Straftat

und Urteil; die Todeskandidaten hatten ein Schildchen mit den Buchstaben T. U., die Untersuchungsgefangenen nur ein U. Auch wußte ich schon immer vorher, welche und wann diese hingerichtet wurden. So habe ich noch manches gesehen und gehört, was nicht über meine Zunge will.

Unvergessen bleibt mir, was am Freitag vor Weihnachten geschah. Ich kam vom Keller in den Flur, wo mehrere Frauen standen; es mochten ihrer etwa zwölf sein. Es war gegen neun Uhr. Die Zellen wurden gerade leer gemacht. Heimlich fragte ich eine, wo sie herkäme. Sie sagte von Frankfurt. Zweien konnte ich noch die Hand drücken. Eine davon frug mich, ob es hier gut wäre. Was sollte ich diesen Armen sagen. Am Mittag waren sie schon alle hingerichtet.

Am 2. Januar morgens bekam ich meinen braunen Brief, der meinen Termin auf den 4. Januar festlegte. Ich konnte mich kaum fassen. Es beunruhigte mich, daß die Frist bis zum Termin so kurz bemessen war und ich zerriß mir den Kopf mit dem Gedanken: Wird meine Frau zu Hause etwas wissen? Wird sie zum Termin hier sein? Hat es mein Rechtsanwalt so frühzeitig erfahren, daß er sie benachrichtigen konnte? Ist sie überhaupt noch da? Ich hatte seit Oktober nichts mehr von ihr gehört, nur vernommen, daß Kassel oft und schwer bombardiert worden sei. Und so quälte mich die Befürchtung, es könne auch zu Hause etwas passiert sein.

So kam der Tag der Verhandlung heran. Mit Vertagung brauchte ich nicht zu rechnen. Der Termin war schon zweimal vertagt worden, einmal am 8. August, sodann am 5. September, und nun sollte er endgültig stattfinden. Morgens um fünf steckte ich noch das Feuer an, brachte alles in Ordnung, wusch mich und zog andere Sachen an. Um sieben rief der Wachtmeister: „Terminer raustreten!“ Wir wurden dann in Haus 1 gebracht, wo wir sechs Mann waren. Dann holte uns der Gestapo-Agent und brachte uns in der grünen Minna zum dritten Senat des Volksgerichtshofes. Dort angekommen, wurden wir zu zweit in eine Zelle gesteckt, um bis zum Termin zu warten. Meine Verhandlung war auf 11 Uhr angesetzt. Beim Aussteigen und Einliefern hatte ich den Zeugen Fritz, den Wolgadeutschen, gesehen. Er kam in die Zelle nebenan. Ich verständigte mich gleich durch Klopfzeichen mit ihm und rief ihm zu, wie ich mir meine Aussage dachte, als auch schon der Agent kam und wissen wollte, wer den Zeugen Fritz gerufen hätte. „Ich nicht“, behauptete ich kaltblütig.

Aber Fritz wußte nun, was er wissen sollte, und so ging die gespannte Zeit langsam hin. Ich war ziemlich gefaßt; aber als es 10 Uhr war und dann 11, und mein Rechtsanwalt immer noch nicht kam, war die Unruhe fast nicht mehr zu ertragen. In diesem Zustand holte mich der Agent aus der Zelle und als ich den Saal betreten sollte, weigerte ich mich, da mein Rechtsanwalt nicht da sei und ich ohne ihn nicht wüßte, was ich machen sollte. Er sagte: „Hinein mit Dir!" und ich mußte vor ihm hergehen und mich auf den angewiesenen Platz setzen. Der Reichsanwalt war schon anwesend und mich lähmte der Gedanke, wie ich mich verhalten sollte, wenn mein Anwalt und niemand von mir da wäre. Da klopfte mir in letzter Minute jemand von hinten auf die Schulter. Es war mein Anwalt, der schon 800.— Mark von mir bekommen und vor dem Termin noch nicht einmal eine Viertelstunde Zeit für mich gehabt hatte. Ich fragte ihn, wo meine Frau und die anderen Zeugen seien. Er sagte, er wisse es nicht, sie werde seinen Brief nicht erhalten haben, wahrscheinlich sei er beim Bombenangriff verbrannt oder sonstwie verloren gegangen.
Die Verhandlung fand in einem großen rechteckigen Saal statt, den man von der Mitte der langen Seite betrat, um rechtsum zu machen und einen langen Tisch vor sich zu sehen, in dessen Nähe man auf einen Stuhl gesetzt wurde. Jetzt ging hinter dem Tisch eine Tür auf und heraus kamen die Richter und nahmen an dem Tische Platz, so daß ich als Angeklagter den Tisch mit den Richtern vor mir und den großen Saal mit den Zuschauern hinter mir hatte. Der Vorsitzende im roten Talar, rechts von ihm der Beisitzer, auch im roten Talar und mit roter Mütze, rechts von diesem ein SA-General. Links vom Vorsitzenden ein SS-General und neben ihm ein Admiral. Am Ende der Tafel saß der Reichsanwalt, auch im roten Talar, auf der linken Seite unten mein Anwalt im schwarzen Talar. Und nun begann das Kaspertheater, wie man es nennen könnte, wenn es nicht blutiger Ernst gewesen wäre. Die Personalien wurden aufgenommen und dann erhob der Reichsanwalt die Anklage auf Grund der Paragraphen 91 a und b und 80, wegen Wehrkraftzersetzung und Vorbereitung zum Hochverrat, und nahm Punkt für Punkt der Anklageschrift durch. Man ließ mich zu jedem Punkt sprechen, konnte mir aber nichts beweisen. Dann kam der Zeuge Fritz, mit dessen Hilfe man die Sache auf mich wickeln wollte. Ich verteidigte mich aber immer wieder hartnäckig, und als der Zeuge zugeben mußte, daß das Ueberlaufen zum Feind schon geplant war, ehe er nach Melsungen

kam, hatte ich Oberwasser. Der Reichsanwalt fragte den Zeugen, ob er mein Buch in der Hand gehabt hätte, und erhielt ein Nein zur Antwort. Im Protokoll stand aber, daß er, der Zeuge, aus dem Buche vorgelesen und dadurch gemerkt hätte, daß es ein sozialistisches Buch sei. Dieser offenbare Widerspruch und seine fünf Jahre Zuchthaus, die ihn nach bisherigem Recht als Zeuge gar nicht zugelassen hätten, entkräfteten sein Zeugnis völlig. Das nutzte ich aus und sprach noch einmal scharf zu dieser Sache. Mein Rechtsanwalt konnte sich kurz fassen. Der Reichsanwalt selbst stellte den Antrag auf Freispruch wegen Mangel an Beweisen. Das Gericht sprach mich frei. Dann war ich fertig. Ich hatte gerade noch die Kraft besessen, die dreistündige Verhandlung durchzustehen. Was der Vorsitzende nachher noch sagte, dessen kann ich mich nicht mehr entsinnen. Vor Schwäche und Freude war ich nicht mehr fähig, den Sinn seiner Ausführungen aufzunehmen.

In der grünen Minna ging es nun wieder nach Plötzensee. Wir kamen am Abend zurück, und als ich das Totenhaus betrat, kamen gerade die zehn Kalfaktoren die Treppe herunter, um Essen zu holen. Ich rief ihnen zu, daß ich freigesprochen sei und alle freuten sich. Dann lief ich gleich die Treppe hinauf und an die Tür von Zelle 71 zu meinen alten Kollegen und rief auch diesen zu: „Ich bin freigesprochen!“ Sie schrien vor Freude und gratulierten mir. Es war nur schade, daß ich nicht zu ihnen hinein konnte; aber ich wußte, daß es ihnen, die heute so sehr um mich gebangt hatten, eine große Freude war, von meinem Freispruch zu hören.

Nun ließ ich mir noch die Adresse von den Kameraden der Zelle 71 aufschreiben. Ein jeder schrieb sie mir eigenhändig auf und ich trug sie in meinem Rock eingenäht. Ich habe sie heute noch und werde, sobald es geht, ihren Frauen schreiben und mich erkundigen, was aus ihnen geworden ist. Wenn ich die Anschriften hier folgen lasse, so geschieht es auch deshalb, weil die Nazis immer behauptet haben, in Rußland hätte man die Intelligenz ausgerottet; das Gegenteil ist der Fall. Hier wurden Deutschlands beste Männer gemordet: Professoren, Doktoren, Ingenieure und Arbeiter. Die geistigen Köpfe aller Berufsschichten konnte man als Todgeweihte hier finden, wie die Anschriften meiner Leidensgenossen hier beweisen:

Artur Pfannschmidt, Camburg/Saale, Gartaustraße 8 a.

Alfred Oswalt, Dip.-Ing., Heidelberg, Schloßberg 49.

Adolf Hofmann, Dr. Ing., Berlin-Wilmersdorf, Brandenburgische Straße 43, Fernruf 97 23 43.

Dr. med. E. H. Romberg, Facharzt für innere Krankheiten, München 27, Perfallstraße 8, Fernruf 48 13 70, oder Mutter: Seechiplatz 1, Fernruf 48 11 88.

Am Abend nahm ich meine Arbeit an den Kesseln wieder auf und hatte nur den einen Gedanken: Wirst du nun bald nach Hause kommen? Am nächsten Mittag kam der Oberaufseher und sagte: „Sie haben Glück, kommen morgen schon raus, sie werden entlassen."

Und so war es. Sonnabend, den 6. Januar 1945, kam ich von Plötzensee fort. Aber wo kam ich hin? Statt heim — in das schreckliche Vernehmungsgefängnis der Gestapo Oranienburger Straße. Hier sollte ich noch das Grauenvollste der Gestapo sehen, was ich gar nicht in Worte zu fassen vermag. Ich will versuchen, es meinen Lesern einigermaßen verständlich zu machen. Das Vernehmungsgefängnis ist ein großes Gebäude. Im Parterre befinden sich die Gefangenen, die anderen Stockwerke dienen den Gestapobeamten als Büroräume. Meine Personalien wurden im 3. Stock in Zimmer 378 aufgenommen; es waren also allerhand Zimmer in diesem Hause und eingerichtet wie beste Kontore. Schon unten in der Aufnahme mußte ich denken: Was ist denn das? Auf einer Tafel war zu lesen: Bestand 96 Männliche, 87 Weibliche und 28 Käfige. Ich kam in Zelle 4 — das war die Aufnahmezelle — und fragte gleich einen Kollegen, der schon lange hier war, was das mit den Käfigen zu bedeuten hätte. Er sagte: „Das sind Käfige, wo Menschen drin sind wie du und ich, wirst es noch sehen." Betten gab es hier nicht; wir lagen nachts auf dem Boden. Zelle 4 war ungefähr 5 mal 4 Meter groß. Wir waren mit zwölf Mann darin, am Abend waren es schon 28. Man konnte sich kaum bewegen. Hier wurden alle die eingeliefert, für welche die Gestapo eine besondere Vorliebe hatte. Wenn sie ihre Opfer vernehmen wollte, hatte sie dieselben gleich bei der Hand.

Beim Essenverteilen am Abend sah ich auch, wozu die Käfige da waren. Kam man in Zelle 12, die sehr groß war, zur Tür herein, so stand man vor einem Käfig, der gerade so aussah, wie ein Zirkuswagen, in dem wilde Tiere gefangen gehalten werden. Die Zelle ist ungefähr 3 Meter hoch und in 28 kleine, umgitterte Kerker eingeteilt. Die Eisenstäbe gehen vom Fußboden bis zur Decke und haben in der Mitte noch einen Boden, also zwei Etagen in geringer Höhe über-

einander, so daß ein Mensch sich nicht aufzurichten vermag, auch wenn er ungefesselt wäre. Die Böden sind etwa 1 Meter breit. Hier liegen die armen Opfer, die krummgeschlossen sind und zum Verhör mürbe gemacht werden. Das geht so zu: Man muß die Hände in Hockstellung in den Kniekehlen zusammenhalten und dann schlingt sich eine Kette um die Hände, und zuletzt werden auch die Füße noch zusammengeknebelt. Das nennt die Gestapo „krummschließen". So liegen die Opfer in den Käfigen und werden unter unsäglichen Qualen gewöhnlich drei Tage liegen gelassen, nur mittags werden sie eine halbe Stunde losgemacht, während sie etwas zu essen bekommen. Die meisten können aber nichts essen. Am dritten Tage werden sie vernommen. Wenn sie von der Vernehmung kommen, ist ihr Zustand nicht zu beschreiben. Sie sehen furchtbar aus. Manchen sind die Zähne ausgeschlagen, dabei sind sie blau von oben bis unten hin; dem einen hängt das Ohr herunter und blutet, dem anderen das Auge vor dem Kopf; irgendwie blutet jeder, der von der Vernehmung kommt. Hatten sie die Aussage verweigert, so wurden sie wieder krummgeschlossen. Ach, — was haben diese Menschen aushalten müssen? Keiner konnte sich regen und nach seinen zerschlagenen und schmerzenden Gliedern fassen. Der eine wimmerte wie ein mißhandelter Hund, der andere schrie zum Gotterbarmen, und wieder andere baten, man solle sie doch totschlagen oder ihnen helfen. Und so lagen achtundzwanzig bedauernswerte Menschen hier. Jeden Tag kamen neue hinzu, nur weil sie mit dem Hitlersystem nicht einverstanden waren. Wenn das Schreien und Wimmern gar zu schlimm wurde, kam die Gestapo und bespritzte sie aus dicken Schläuchen mit kaltem Wasser. Es ist unmöglich, alle Scheußlichkeiten zu beschreiben. Wenn einer aus lauter Verzweiflung eine Aussage machte, wurde die Anklageschrift dementsprechend aufgesetzt. Saß dieses arme Opfer dann im Untersuchungsgefängnis und konnte wieder klar denken und wollte die Aussage widerrufen, so war es zu spät.

Hier sah ich auch den Balkon, in den die Häftlinge hinein kamen. Das ist ein richtiger Balkon im zweiten Stock, nach dem Hof zu gelegen, rundherum mit Backsteinen gemauert und mit schmalen Zuglöchern versehen. Dem Gefangenen, der diesem Aufenthaltsort zugeführt wird, werden beide Füße in Eisenschellen gelegt, die an einer Gewindeschraube befestigt sind. Nun dreht der Gestapomann, der ihn in der Kur hat, mittels der Schraube die Beine des Sträflings soweit auseinander, wie es geht und läßt den Gepeinigten drei

bis vier Stunden so aushalten. Es ist eine seelische Qual, diese Schreie mit anzuhören. Manche werden auch auf die Latte gespannt oder kommen unter die Wasserbrause. Das sind so die Folterungen, die keiner länger als drei bis vier Stunden aushalten kann.

Bei Fliegeralarm gings in den Keller, aber nur mit denen, die nicht gerade in Tortur waren. Im Keller hatte ich Gelegenheit, am äußersten Ende die Vernehmungszelle zu sehen, aus der wir nachts immer das fürchterliche Schreien hörten. Als ich am Abend die Schreibmaschinen heruntertragen mußte, konnte ich mir diese Zelle betrachten und alles, was an barbarischen Folterwerkzeugen darin war und was sich kaum ausdenken läßt. Man hatte gerade zwei Mann darin, die man fertig machte. Wenn sie zur Vernehmung müssen, nehmen sie gewöhnlich zwei, damit der eine zusehen muß, wie schändlich sie den anderen quälen und dann schon vor lauter Angst, alles was die Gestapo will, gesteht und unterschreibt. So werden die Geständnisse erpreßt. Die Männer wurden hier auf den Bock gespannt und mit Riemenpeitschen, die mit Blei beschwert waren, geschlagen. Oder sie kamen auf den langen Bock, wo der Mann der Länge nach auf dem Bauche lag und man mit langen Peitschen auf ihn einschlug, bis er geständig oder — totgeschlagen war. Hier sah ich auch die Daumenschraube, den elektrischen Stahlhelm, den Stacheldrahtkasten und die Wasserproben. Die Wärter waren fast lauter ausländische SS-Leute, aus Belgien, Holland und der Ukraine; sie konnten kaum Deutsch. Eines Abends schlug uns so ein Biest mit der Peitsche und schrie immerzu: „Du deutsch Schwein, dich totschlagen!“ Mehr Deutsch verstanden sie nicht. Himmler wußte, was er tat, als er diese feilen Subjekte als die besten Aufpasser für uns bestimmte. Einmal haßten sie uns schon, weil wir Deutsche, und zum andern, weil wir Antifaschisten waren.

In diesem Vernehmungsgefängnis habe ich Tag für Tag gewartet, was aus mir, der doch freigesprochen war, werden sollte. Eines Mittags wurde ich wieder aufgerufen und fortgebracht. Man legte mir Handschellen an, obwohl ich ihnen sagte, daß ich nicht ausreißen wollte, ich wäre doch freigesprochen, aber das wollten sie nicht hören. Wir waren drei Häftlinge und gingen zu Fuß. Es lag Schnee und war sehr kalt. Wir kamen in das Gestapo-Durchgangslager in der Großen Hamburger Straße 26. Hier war die Behandlung nicht so schlimm wie in der Oranienburger Straße. Es waren bessere Zimmer

in einem ehemals jüdischen Altersheim. Das Essen war aber zu wenig und wurde immer weniger, so daß ich schon wieder ganz schwach geworden war und nur den einen Gedanken hatte, bald nach Hause zu kommen. Ich hielt mich mit aller Gewalt hoch und war doch immer voll Unruhe, ob ich nicht doch noch in einem Konzentrationslager landen würde. Das wäre für mich das Ende gewesen; denn arbeiten konnte ich nicht mehr, da ich völlig von Kräften war. Hier gab es ja auch nichts zu tun, so daß uns die Zeit stillzustehen schien. Endlich, am 2. Februar, hieß es fertigmachen mit allen Sachen. Ein Gestapo-Agent von der Hamburger Straße holte mich ab und brachte mich ins Polizeipräsidium in Berlin. Er sagte mir, ich würde entlassen. Ich konnte es noch nicht fassen. So sehr ich auf die Entlassung gewartet hatte, so unglaublich wollte sie mir jetzt erscheinen. Im Polizeipräsidium nahm der Agent nochmal ein Protokoll auf. Ich mußte warten, bis die Papiere fertig waren. Man gab mir einen einfachen Entlassungsschein. Ich fragte noch: „Werde ich denn auf diesen Schein eine Fahrkarte bekommen?“ Der Agent sagte: „Das genügt, und wenn die Reichsbahn etwas will, kann sie diese Nummer anrufen. Hier kann ich keinen anderen Schein ausschreiben.“ Ich fürchtete, keine Fahrkarte darauf zu erhalten, war aber froh, daß ich den Staub von meinen Füßen schütteln konnte und machte mich auf den Weg. Diesen Schritt aus der Haft in die Freiheit werde ich zeitlebens nicht vergessen.

Ich ging wie in einem seligen Traum zum Bahnhof. Ich wußte keinen Bescheid in der Weltstadt, fand mich aber schnell zurecht. Als ich mich nun am Schalter über eine Stunde angestellt hatte und endlich an die Reihe kam, sagte das Fräulein: „Auf diesen Schein kann ich Ihnen keine Fahrkarte geben.“ Ich mußte zur Reichsbahndirektion gehen und mir einen Ausweis holen. Als ich nach stundenlangem Anstehen den Ausweis erhielt, ging's schleunigst wieder zum Anhalter Bahnhof. Da hatten sich inzwischen ungeheure Massen von Flüchtlingen aus dem Osten angesammelt. Nun hieß es sich durchwinden, um erst einmal eine Fahrkarte zu bekommen. Ich frug das Fräulein: „Wann fährt der Zug?“ Sie sagte: „18 Uhr 16 D 2 auf Bahnsteig A!“ Ich schob mich durch das Gedränge an den Zug heran und stieg durch ein Fenster ein, weil es sonst nicht möglich war. Kaum war ich zehn Minuten im Zug, da gab es öffentliche Luftwarnung, der die schreckliche Nacht des 3. Februar in Berlin folgte.

Mit diesem Zuge kam ich glücklich nach Erfurt, um später mit einem Personenzug bis Bebra und am Abend von Bebra nach Hause zu fahren.
Es war ein eigentümliches Gefühl, als ich in Melsungen ankam. Ich eilte im Laufschritt des Weges, bis ich das Haus sah, darin ich wohnte. War ich doch fünf Monate lang ohne Nachricht von daheim und wußte nicht, was sich inzwischen alles ereignet haben konnte. Konnte es nicht auch von Bomben zerstört oder sonst einem Unglück betroffen worden sein? Als ich sah, daß alles noch so war, wie ich es verlassen hatte, ging ich langsam bis zum Hause und überlegte, wie ich es anfangen sollte, meiner Frau mein Kommen anzuzeigen, ohne ihr einen allzu großen Schrecken einzujagen. Ich wollte mich mit einem Pfiff melden; allein es gelang mir nicht vor lauter Aufregung. Und so rief ich denn am Fenster: „Ich bin da!" Ich dachte es sei besser, sie hört mich erst, ehe sie mich ausgemergelte Jammergestalt zu sehen bekäme. Meine Frau antwortete auch gleich, machte die Tür auf und schrie, als sie mich sah. Ich konnte mich kaum noch aufrecht halten. Hatte ich doch drei Tage lang nichts gegessen. Von dem lauten Schrei meiner Frau wurde das ganze Haus alarmiert. Alle kamen herbei, mich zu begrüßen. Keiner wird den Eindruck, den ich machte, sobald vergessen. Nun sahen sie mich so verändert wieder. Meine Frau holte mir schnell etwas zu essen. So ging der im Gefängnis oft gehegte Wunsch, mich an trockenem Brot mal richtig sattessen zu können, nun auch in Erfüllung.
Später schrieb mir mein Rechtsanwalt aus Berlin, daß die Hamburger Straße vollständig vernichtet worden sei, auch das Haus Nr. 26, wo ich zuletzt gefangen gewesen war. Es geschah in der Nacht vom 2. auf den 3. Februar, nachdem ich nur wenige Stunden vorher das Haus verlassen hatte.

